



TRENDS UND HINTERGRÜNDE:
zum Nachdenken und Neudenken

RASENMÄHER BAUEN KEINE KIRCHE

Ortsgemeinden brauchen Partizipation, Empowerment und Ownership statt visionslosem Rückbau. Ein Weckruf aus der Perspektive eines Ehrenamtlichen.
Von Dr. Andreas Kusch >>

Mich macht das ewige Gerede von Kirchenkrise depressiv. Die letzten 25 Jahre geht es mit wechselnden Vorzeichen permanent um Strukturdebatten. 25 Jahre wird schon diskutiert, geplant und umgesetzt, wie sich Kirche als Organisation durch Reduzierung von Personalstellen, Fusion von Gemeinden, eine geschickte Kombination von Teilaufträgen und dem Optimieren von Organisationsabläufen an die Kirchenaustrittswelle anpassen kann. Ein Kreislauf wiederkehrender Anpassungsschleifen – Ende offen. Seit mehr als 25 Jahren bin ich mit Unterbrechungen in meiner Kirchengemeinde zu Hause und erlebe die Kirchenkrise jeden Sonntag schmerzhaft neu, wenn so manche meiner Freunde, Bekannten und die junge Generation über die Jahre hinweg abhingen.

FINANZIERUNGSKRISE ODER KAIROS GOTTES?

Aber was mich am meisten irritiert, ist die Visionslosigkeit in kirchlichen Strategiepapieren. In ihnen ist viel von empirisch gebotenen Rückbau, Umbau, Abbau die Rede. Vision von Kirche kommt maximal als rhetorisch brillant ausbalancierte Rede vom Auftrag der Kirche vor: Es wird alles und jedes erwähnt, was in der Kirche irgendwie läuft, alles integriert und irgendwie konsensfähig gemacht. Der Preis dieser Visionslosigkeit spiegelt sich in der weit verbreiteten inneren Müdigkeit vieler Ehrenamtlicher – nicht erst seit Corona – wider: Es stimmt: „Ein Volk ohne Vision geht zugrunde“, so Dorothee Sölles Übersetzung von Sprüche 29,18.

Wohlgemerkt: Niemand kann ernsthaft leugnen, dass gravierende Einschnitte ins weltweit wohl einmalige kirchliche Versorgungssystem erforderlich sind. Aber als Sozialwissenschaftler habe ich den Eindruck, dass den sozialwissenschaftlichen Krisen-Analysen und Horror-Prognosen eine quasi-göttliche Dignität zugesprochen wird. Die empirischen Befunde werden so unter der Hand zur normativen Leitlinie kirchlichen Krisenmanagements. Dagegen möchte ich mit Schneider-Plüme sagen: „Wenn dem Krisenbewusstsein so zentrale Bedeutung zugemessen wird, muss aber (...) nach der theologischen Bedeutung und Bewertung der Kirche gefragt werden.“ Denn: Nicht nur die gesamte Schöpfung ist von Gott umfungen, sondern auch die Kirchenkrise ist in ihm aufgehoben. Es gibt kein Außerhalb Gottes. Deshalb läge es für die Kirche angesichts der bedrückenden Empirie nahe, behutsam zu fragen: „Herr, was sind deine Pläne

die Kirchenmitglieder wollen sich engagieren. Aber: Nein, angesichts begrenzt erlebter Gestaltungsmöglichkeiten wollen sie sich immer weniger so engagieren, wie es die Kirchenbürokratie vorgibt.

ORTSGEMEINDE: THEOLOGISCHE LEERSTELLE ODER WURZELGRUND? PROTESTANTISCHER IDENTITÄT?

Ich vermissе in den Krisenbewältigungsstrategien den Fokus auf die ganz normale Gemeinde, die Ehrenamtlichen, die Christinnen und Christen an der Basis, die die Kirche theologischen Denkrahmen dar, aber das Volk kommt nur als planerische Größe prognostizierter Kirchenaustritte und des erwartbaren Kirchensteueraufkommens vor. Statt „Wurzelgrund protestantischer Identität“ (Thomas) zu sein, wird die Ortsgemeinde zu einer theologischen Leerstelle. Top-Down-Planungen vertragen sich in der Tat nicht mit der Buntheit, Vielfalt und sozialen Komplexität evangelischen Gemeindelebens.

Eine für Ehrenamtliche provokative Zuspitzung erfährt dieser Denkanstoß dann, wenn eine subtil-pauschale Gleichsetzung von Parochialgemeinde, Kerngemeinde und Milieuregung stattfindet, um so die Top-Down-Reformvorhaben zu rechtfertigen. Die Ehrenamtlichen – viele von ihnen sind die Hochverbundenen – in Sonntagsgreden und Hochglanzbrochüren zur Ehrenamtförderung als „Schatz der Kirche“ hochgepreisen, werden so unter den Generalverdacht der theologischen, geistigen und gemeindegestalterischen Inkompetenz gestellt.

Es gibt durchaus eine beklagenswerte Milieuregung, aber diese ist mehr Ergebnis kirchen-systemischer Fehlentwicklungen als Konsequenz des Einsatzes der 1,1 Mio. Ehrenamtlichen, die in ihren Berufsfeldern tagtäglich ihre fachliche, menschliche, soziale und innovative Kompetenz unter Beweis stellen. Nicht umsonst rangiert die Weltwirtschaftsmacht Deutschland auf dem Bloomberg Innovationsindex langjährig unter den Top 5 der Welt. Dazu passt, dass mehr als 80 % der neuen Ausdrucksformen von Kirche, die unter dem Label Fresh X laufen, aus Initiativen der Ortsgemeinde entstanden sind (Müller). Und Pappert hat beobachtet: „Die allermeisten, die kirchliche Fresh X-Projekte verantworten, lassen sich den kirchlichen Kernmilieus zuordnen.“

Die zentrale Frage für die Zukunft der Kirche ist also: Wie können die vorhandenen gemeindegestalterischen Kompetenzen

zen der Ehrenamtlichen, die innerhalb der kirchlichen Strukturen nur unzureichend abgerufen werden, in den Ortsgemeinden wieder vermehrt zur Geltung kommen?

PARTIZIPATION MOTIVIERT ZUM GESTALTEN

Den ersten Hinweis liefern die fachlichen Diskurse in Pädagogik, Demokratieförderung, sozialer Arbeit oder Entwicklungszusammenarbeit. Hier ist Partizipation schon seit Jahrzehnten das zentrale Schlüsselwort, um Individuen bzw. Gruppen an Willensbildungs-, Entscheidungs- und Gestaltungsprozessen zu beteiligen. Das Initiieren von partizipativen Prozessen wird als wesentlicher Baustein für das Gelingen von sozialen Veränderungs- und Innovationsprozessen gesehen (Desso). Wer googelt oder in der Internationalen Bibliographie für Theologie und Religionswissenschaft (Index Theologicus) nach den Stichworten Partizipation und sinnverwandten Worten sucht, findet hingegen für den deutschen evangelischen Bereich in den letzten Jahren wenig Substantielles. Taucht die Forderung nach mehr Partizipation im Sinne eines „Priesterturns aller Gläubigen“ in engagierten Reformrufen auf, verhalten sie weithin ohne Resonanz, obwohl eine partizipatorische Gemeindestruktur eigentlich dem Klima unserer demokratischen Gesellschaft entspricht (Zimmerling), in der alle zur Mitverantwortung, Mitsprache und zum Mit-

„Die Experten für Gemeinde-leben und -entwicklung sind nicht zuerst die kirchlichen Funktionsträger, sondern die Ehrenamtlichen.“

lungsfähigkeit der ehrenamtlich Engagierten. Sie merken dann: Ich bin nicht der kostengünstige Ersatz für eine Aufgabe, die eine hauptamtliche Person vor der Sparwelle erfüllt hat, sondern: Ich bin ein Geschöpf Gottes mit Gaben, Fähigkeiten und Kreativität. Die Ortsgemeinde hilft, dieses Potenzial zu entdecken, zu fördern und in den Kontext der Gemeindeentwicklung und des Reiches Gottes zu stellen. Ob dieses Empowerment gelingt, hängt in Anlehnung an Christoph Nötzel von fünf Fragen ab:

1. Lässt die Ortsgemeinde Initiative zu? In jeder Ortsgemeinde gibt es Christenmengen, die bestimmte Zielgruppen, Themen oder Gesellschaftsnöte im Blick und auf dem Herzen haben. Geben die kirchlichen Gremien und leitenden Verantwortlichen diesen Menschen die Erlaubnis, dass aus dem „Im-Blick-Haben“ tatkräftiges Engagement wird? Erfahrungen aus England zeigen: Aus dieser Erlaubnis heraus können sich plötzlich ganz neue Gemeindeformen bilden. So wird die Ortsgemeinde Nährboden und Keimzelle für vielfältiges kirchliches Leben. Aus der einen klassischen Ortsgemeinde – der Parochialgemeinde – entstehen viele verschiedene Gemeinden am Ort mit unterschiedlichsten Formaten, die untereinander, regional und mit den funktionalen Diensten vernetzt sind.

2. Macht die Ortsgemeinde die Ehrenamtlichen stark? Ich bin mit Hans-Martin Gutmann davon überzeugt, dass es die Aufgabe der nächsten Jahre und Jahrzehnte sein wird, den Ehrenamtlichen Arbeitsbereiche

und Macht in der Kirche zu übergeben. Pfarrpersonen werden als kommunikative Allrounder und theologische Fachleute ihre berufliche Identität darin finden, diese Menschen zu unterstützen und zu begleiten. Ein solches Verständnis bedeutet, dass die Hauptamtlichen zunehmend weniger eigene Ideen entwickeln müssen, Gruppen und Kreise nicht selbst initiieren und leiten werden, sondern Ehrenamtliche bei der Gestaltung und Leitung der Gruppen unterstützen. Sie leisten dann vielmehr Hilfe beim Aufbau einer Gruppe oder eines Kreises und vermitteln die Kompetenzen, diese zu leiten oder eine Betreuungsaufgabe wahrzunehmen (Pohl-Patalong). Das zugrundeliegende Gemeindeentwicklungsprinzip heißt: Die Hauptamtlichen für die Ehrenamtlichen, die Ehrenamtlichen für die Gemeinde.

3. Sind die Leitungsverantwortlichen bereit, Vertrauen in die Ehrenamtlichen zu investieren? Ohne Vertrauen der Leitenden gibt es keine Experimente. Denn Experimente haben – trotz gründlicher Planung – einen offenen Ausgang. Sie entziehen sich damit teilweise dem durchaus verständlichen Wunsch der Leitenden nach Überblick, tragen sie doch Verantwortung für das ganze Gemeindefeld.

4. Sind die Hauptamtlichen bereit, Gestaltungswillen auszulassen und Gestaltungs-kompetenz an Ehrenamtliche zu delegieren? Wo Gestaltungsmacht nicht abgegeben wird, kann nichts Neues wachsen. Silke Obenauer nennt dieses Phänomen in Anlehnung an Isoldo Karle das Problem der Machtsummenkonstanz: In dem Maße, in dem Ehrenamtlichen mehr Mitsprache und Mitgestaltung zugestanden wird, kommt es zu einem Bedeutungsverlust der Hauptamtlichen, insbesondere der Pfarrpersonen. Hier stellt sich die Frage, ob das Verhältnis von Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen als Konkurrenz gesehen oder als „arbeitsteilige Wechselseitigkeit“ (Petry) gelebt wird.

5. Ist die Motivationsklärung und -förderung ein anhaltendes Thema? Empowerment steht und fällt mit der Motivation der Ehrenamtlichen. Was ist ihr Verständnis von Engagement? Wofür wollen sie sich einsetzen? Was treibt sie an? Welche Rolle spielt der Glaube? Was ist ihr Bild von Gemeinde, Kirche und Reich Gottes? In welcher Haltung geschieht Zusammenarbeit?



„Ehrenamtliche sind nicht der kostengünstigste Ersatz für eine Aufgabe, die eine hauptamtliche Person vor der Sparwelt erfüllt hat.“



Dies sind hochspirituelle Fragen. Immerhin wünschen sich rund ein Fünftel der Ehrenamtlichen (Horstmann) und 50 % der Kirchengemeinderäte (Härner) ein „spirituelles Empowerment“.

Daneben muss auch das „theologische Empowerment“ verstärkt ins Blickfeld kommen. Wenn etwa eine engagierte Kirchengemeinderätin einen Fortbildungskurs „Abendmahl“ ihrer Landeskirche besucht, feierlich ein Zertifikat überreicht bekommt und dann gemäß Kirchenrecht doch nicht „selbstständig“ (!) in ihrem Engagementbereich Abendmahl feiern darf – ist das einfach nicht mehr Ausdruck eines selbstverantworteten Glaubens im 3. Jahrtausend!

Es ist ein Hoffnungsfunkle, wenn sich das Impulspapier „Kirche der Freiheit“ für vermehrte Predigten von Lektorinnen und Prädikanten ausspricht oder die EKIR 2030 als Zielvorstellung jährlich 30 Menschen unter 30 Jahren zum Predigtdienst fit machen will. In der katholischen Kirche laufen Pilotprojekte, in denen Ehrenamtliche eine Messe im Krankenhaus abhalten oder Trauer- und Begräbnisdienste durchführen. Hoffentlich wird bald aus solchen Experimenten eine Selbstverständlichkeit.

OWNERSHIP TRÄGT

VERANTWORTUNG FÜR GESTALTUNG

Gut angelegte Partizipations- und Empowermentprozesse führen dazu, dass Ehrenamtliche sich mit ihrem Engagement und der Ortsgemeinde verstärkt identifizieren und verantwortlich sehen (Ownership). Dies ist in einer Zeit nachlassender Kirchenbindungskraft ein nicht zu vernachlässigender Aspekt. Wer verantwortlich, motiviert und aktiv Gemeinde und Reich Gottes mitbaut, steckt andere an. Nicht umsonst werden die meisten Ehrenamtlichen durch persönliche Kontakte und Ansprache gewonnen. Und auch kirchendidaktische Methoden, das kirchliche Engagement mehr ist als Vereinsmeierei.

Ownership kann allerdings nur dann gelingen, wenn die Ehrenamtlichen Zugang zu den nötigen Ressourcen haben. Der Empowerment-Pionier Julian Rappaport brachte es für die Gemeinwesenarbeit auf die Formel: „Rechte zu haben, aber keine Ressourcen und keine Hilfestellung dafür zur Verfügung gestellt bekommen, ist ein grausamer Scherz.“ In Bezug auf die Finanzierung des Engagements in einer Ortsgemeinde ergibt sich daraus automatisch die Frage: Warum erfolgt der Modus der Verteilung von Fi-

nanz und Personal in der Kirche weitestgehend nach einem Pro-Kopf-Schlüssel und nicht nach tatsächlichem Engagement der Ehrenamtlichen?

Der Schweizer Kirchenratspräsident Lukas Kundert rät, mit dem Dogma der Pro-Kopf-Finanzien radikal zu brechen. Denn es handelt sich bei diesem Dogma um eine Fessel, die Engagement und Innovationen nicht belohnt, sondern alle Kräfte auf das Verwalten des Status quo fokussiert. Er schlägt vor, neben einer garantierten Grundversorgung für alle Ortsgemeinden stärker darauf zu achten, welches spezifische Engagement eine Ortsgemeinde aufbringt. Mein Vorschlag: Eine 50:50-Aufteilung der Zuweisungen würde nicht nur die finanzielle Absicherung des Partizipations-Empowerment- und Ownership-Prozesses sicherstellen, sondern auch zu verstärkter Drittmittelakquise führen. Denn wo Basisinitiativen stark sind, gelingt es trotz Finanzknappheit, Drittmittel heranzuziehen (Coenen-Marx).

„Das zukünftige Gemeindeentwicklungsprinzip heißt: die Hauptamtlichen für die Ehrenamtlichen, die Ehrenamtlichen für die Gemeinde.“

ORTSGEMEINDE ALS

GESTALTUNGSNETZWERK

Es wurde deutlich: Partizipation, Empowerment und Ownership als Bottom-Up-Prozess bringen unterschiedliche Sichtweisen, neue Ideen und kreative Lösungen hervor. Und sie führen auch durch das hohe Engagement der Ehrenamtlichen an kommunikativen Entwicklungs- und Entscheidungsprozessen zu einer akzeptanzfähigen und nachhaltigen Umsetzung sozio-religiöser Innovationen.

In diesem Sinne hat das Ehrenamt eine große Chance, die Milieuerengung der Kirche aufzubrechen. Wenn Kirche aus ihrer Binnenorientierung ausbrechen möchte, kann sie beim Ehrenamt anfangen. Denn dort gibt es ein großes Potenzial an Menschen, die sich engagieren würden, wenn man sie ließe, wenn man ihnen Freiraum für ihre Gaben, Freiraum für ihren Weg zum Glauben und genug Rahmen, Struktur und Unterstützung für ihr Engagement gäbe (Hofmann).

Für die Gestaltung des Rückbaus ergäbe sich die Konsequenz, dass die Ortsgemeinde

mit ihren Ehrenamtlichen – unter dem Aspekt von Partizipation, Empowerment und Ownership – wieder neu zum Dreh- und Angelpunkt aller Strukturüberlegungen wird. Statt sich als Opfer kirchlicher Spar- und Umschichtungsmaßnahmen zugunsten der mittleren Kirchenebene zu erleben, würden es Zutrauen, Ermütigung und Ausristung erfahren, die Umbrüche vor Ort selbst zu gestalten und zu verantworten.

Ich träume von einer lokal-partizipativen Kirchenentwicklung, in der der Ortsgemeinde – im Netzwerk mit vielen anderen Initiativen – immer mehr zugehört wird, selbst zu planen, zu entscheiden, zu verantworten und zu leben, wie Kirche Gestalt annimmt. Es sind die Christinnen und Christen vor Ort, die Gemeinde neu finden werden (Junkeremann). Denn es gibt keine allgemeingültigen Programme zum Gemeindefortbau und -aufbau, keine Allgemeinrezepte. Vielmehr geht es darum, den jetzt und hier jeweiligen Weg der Gemeinde wahrzunehmen und dabei theologische Einsichten in der konkreten Situation fruchtbar werden zu lassen.

Dazu braucht es einen offenen spirituellen Suchprozess (Kusch). Hier werden die „kleinen und großen Visionen“ (Zulehner) einer milieusensiblen, Gott und Menschen liebenden Gemeinde geboren. „Im Blick auf diese Vision ist ja genau jene Perspektive eröffnet, die es erlaubt, die Umbrüche und Abbrüche der gegenwärtigen Situation zu sichten und ausfindig zu machen, welchen Weg Gott mit seiner Kirche gehen will“ (Hennecke). Dieser geistliche Weg lebt durch die Zusage von Gottes Gegenwart und Reden: „Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt!“ (Offenbarung 2,7) *



DR. ANDREAS KUSCH, viele Jahre Dozent für empirische Sozialforschung, transformative Entwicklungszusammenarbeit und christliche Spiritualität an verschiedenen Hochschulen, jetzt Spiritual und Teilzeit-Lagerist.

Das vollständige Literaturverzeichnis ist unter Info@magazin3E.net erhältlich.